

Im Blickpunkt: Persönlich

Heinz Schuhmacher

Berater für Infektprevention, Klinik für Infektiologie
und Spitalhygiene, am Universitätsspital Basel



Bei allem, was neu ist, braucht es sehr viel Aufklärungsarbeit und es geht auch darum, den Leuten die Angst und Verunsicherung zu nehmen. Ich finde die Beratung zum Thema Spitalhygiene eine sehr dankbare Arbeit, denn man kann dabei sehr viel bewirken.



Heinz Schuhmacher, 57 Jahre alt, aufgewachsen in Sissach (BL), wohnhaft in Riehen (BS) und seit zehn Jahren Berater für Infektprevention in der Abteilung für Spitalhygiene am Universitätsspital Basel: Mit seiner engagierten Arbeit sorgt Heinz Schuhmacher gemeinsam mit seinen zehn Teamkolleginnen und -kollegen jeden Tag dafür, dass das USB bei der Überwachung von Erregern und der Verhütung von Übertragungen die höchsten Anforderungen erfüllt und gleichzeitig Standards für die umliegenden Spitäler setzt.

Heinz Schuhmacher ist aber nicht nur kompetenter Berater für Infektprevention, sondern auch Qualitätsmanager, Fasnächtler, Ehemann, Bergsteiger, Pflegefachmann, Filmliebhaber und Neuseeland-Fan. Auf den nächsten Seiten gewährt Heinz Schuhmacher einen Einblick in seinen beruflichen Alltag, gibt Auskunft zu aktuellen Themen innerhalb seines Fachbereichs, präsentiert Ausschnitte aus seinem Privatleben und lässt sich bei Hobbies und Freizeitaktivitäten über die Schulter gucken.

Heinz Schuhmacher – einer von über 6300 engagierten Mitarbeitenden des Universitätsspitals Basel.



Die Spitalhygiene am USB.

«Ich schätze den Kontakt mit den Leuten.»

In diesem Jahr sind es genau zehn Jahre, dass ich im Team für Spitalhygiene in der Abteilung Infektiologie und Spitalhygiene am Universitätsspital Basel tätig bin. Was sich verändert hat in dieser Zeit? So einiges – es ist viel passiert innerhalb unseres Bereiches. So lautet meine Berufsbezeichnung im Moment «Berater für Infektprävention» – da es neu einen eidgenössischen Titel für unsere Tätigkeit gibt, werden wir aber bald in «Fachexperten für Infektprävention» umgetauft. Meine Arbeit sowie die meiner zehn Teamkolleginnen und -kollegen tangiert diese Umstellung aber natürlich nicht.

Oft haben die Leute den Eindruck, die Arbeit im Bereich Spitalhygiene bedeute einen Routinejob. Ich kann Ihnen aber versichern: Um fünf Uhr heimgehen ist hier oft Glückssache. Es lässt sich meistens nicht voraussagen, wie der Tag enden wird – vor allem, wenn man den Dienstsucher hat und für die ganze Klinik Ansprechperson ist. Ich habe in den letzten zehn Jahren auch die Erkenntnis gewonnen: Wir haben nicht immer auf alles eine sofortige Antwort. Für gewisse Situationen gibt es kein Patentrezept. Dazu gehören Fälle, in denen

Patienten eine gewisse Keimkonstellation haben, der wir noch nie zuvor begegnet sind. So werden wir zum Beispiel von einer Abteilung angefragt, ob ein solcher Patient mit einem anderen Patienten ein Zimmer belegen darf. Wir durchforsten die Fachliteratur und Studien nach Evidenz, tauschen uns untereinander aus, besprechen uns mit den Oberärztinnen und unserem Vorgesetzten Prof. Widmer und treffen die entsprechenden Massnahmen. Das ist hochspannend!



Unsere Standards und Richtlinien werden in mehreren Basler Privatspitälern analog umgesetzt – so entstehen beim Verlegen eines Isolationspatienten natürlich nicht viele Fragen.



Mein Tagesablauf als Berater für Infektprävention ist sehr unterschiedlich. Wenn ich Dienst habe, sind die Strukturen aber klar vorgegeben: Über den «Dienstsucher» bin ich dann jeweils fürs ganze Spital ansprechbar zu allen Themen, die mit Infektprävention und Spitalhygiene zu tun haben. Ich bin verantwortlich für die Patienten, welche auf den Abteilungen isoliert sind, für Fragen, die das Personal bezüglich Isolation hat, für neue Patientinnen, die eventuell isoliert werden müssen, sowie fürs Entisolieren von Patienten und Dekolonisationsmassnahmen – das sind die Behandlungsmassnahmen, die man unternimmt, um Patientinnen von resistenten Keimen zu befreien.

Ausserdem stehe ich zur Verfügung für Fragen über Abklärungen von Materialien, die aufbereitet werden müssen, es kommen Fragen zu Laborbefunden von extern und intern – all das ist das eigentliche Tagesgeschäft. Natürlich ist auch ein gutes Mass an Administration dabei, welches das Führen der Patientenfiles und der Datenbank, das Überprüfen von Laborbefunden und Ähnliches beinhaltet.

Idealerweise hat man immer ein paar Tage hintereinander Dienst. Wenn dieser vorbei ist, arbeite ich stark projektorientiert: Da beschäftige ich mich mit Themen wie zum Beispiel im letzten Winter der Grippekampagne, der Überarbeitung von Richtlinien, aber auch mit neuen Desinfektions- und Isolationsmethoden und neuen Erkenntnissen bezüglich Resistenzentwicklung – es läuft sehr viel momentan! Das Lesen von Fachliteratur ist ebenfalls wichtiger Teil meiner Arbeit, wofür neben dem Tagesgeschäft aber nicht gross Zeit bleibt. Wir führen momentan auch eine Studie durch über Spezialglas, das bakterienabtötend ist und im Operationsbereich zum Einsatz kommen könnte. Aktuell arbeiten wir ausserdem auf einen speziellen Event hin, auf den ich mich sehr freue – das ist der Welt-Hand-Hygiene-Tag am 5. Mai, und da haben wir auch einiges am Laufen. Hand-Hygiene mag etwas banal tönen, ich weiss, aber das ist nach wie vor eine der wichtigsten Massnahmen, um die Übertragung von Infekten zu vermeiden – und ausserdem die billigste und einfachste Methode!

Wenn mich jemand fragt, was mir am allerbesten bei meiner Arbeit gefällt, ist die Antwort für mich klar: Der Kontakt mit den Leuten auf den Abteilungen, die Mitarbeitenden bei ihren Fragen zu beraten und mich mit ihnen auszutauschen. Oft fängt ein solches Beratungsgespräch mit Fragen zu Patientinnen oder Materialien an und wird dann sehr schnell thematisch breiter und tiefer. Hier spüre ich immer wieder, wie sehr unsere Abteilung gebraucht wird und dass eine grosse Nachfrage nach unserem Wissen und Wirken besteht. Ich verstehe das dann immer auch ein bisschen als «Imagepflege» – wir zeigen, dass unsere

Abteilung professionell arbeitet und bei Problemen auch verfügbar ist und unterstützt. Und auch, dass uns unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie die Patientinnen und Patienten sehr wichtig sind.

Eine weitere Leidenschaft von mir sind auch Schulungen. Fast alle Mitglieder unseres Teams sind einen Tag pro Woche extern unterwegs in einem unserer Vertragsspitäler – ich gehe mittwochs immer ins Bethesda-Spital. Wir machen intern und extern Schulungen fürs Pflegepersonal und für Ärzte, wir organisieren auch Symposien und haben viele Beratungsmandate. Das ist sehr vielseitig. Ich schule auch sehr gerne im BZG (Bildungszentrum Gesundheit) in Münchenstein. Nach einer gewissen Zeit merkt man, wie die Infos am besten zu den Leuten rüberkommen und was davon umgesetzt wird. Als Lehrer verstehe ich mich aber nicht und belehren möchte ich schon gar nicht. Beraten schon, Wege aufzeigen, damit der Anfrager in Zukunft Fragen und Knackpunkte selbst lösen kann. Das ist mir wichtig. Die Spitalhygiene am USB ist sehr eng verknüpft mit mehreren Basler Privatspitälern. Die Vorteile davon? Unsere Standards und Richtlinien werden dort analog umgesetzt, und beim Verlegen einer Isolationspatientin entstehen so natürlich nicht viele Fragen.

Selbstverständlich wird es manchmal hektisch bei uns – wo nicht? Wenn zum Beispiel die Meldung «Patient mit Masern, der mit vielen Leuten Kontakt hatte» reinkommt, oder in der Frauenklinik eine Risikopatientin liegt, welche die Neugeborenen gefährden könnte, oder wenn sich die stationären Grippefälle häufen – all das sind intensive Momente für die Spitalhygiene. Dann muss man schnell Massnahmen ergreifen, und auch wenn es meistens fix definierte Prozesse gibt, geht es doch immer darum, wie schnell man sie umsetzen kann. Richtig hektisch wirds, wenn dann gleichzeitig noch dringende Anfragen von anderen Vertragsspitalern kommen. Wenn wir genügend Leute sind, sprechen wir uns ab und helfen einander, verteilen die Prioritäten. Wichtig ist, dass man ruhig bleibt, kurz Standort-



bestimmung macht und dann Schritt für Schritt vorgeht. Einfach alles gut koordinieren – sonst kommt man ins Schleudern.

Wie gesagt bin ich jetzt seit zehn Jahren hier – seinen Anfang genommen mit der Spitalhygiene hat alles in Neuseeland, wo ich einige Jahre als Pflegefachmann auf einer Herz-Thorax-Station, die räumlich an eine Intensivpflegestation (IPS) grenzte, arbeitete. Wir Mitarbeitenden mit Intensivausbildung zirkulierten zwischen den beiden Stationen und brachten oft Patientinnen und Patienten von der einen Abteilung in die andere und betreuten diese dort weiter. Da habe ich mich zum ersten Mal intensiver mit Spitalhygiene und Infektprävention befasst – die Nähe zum Thema hatte mein Interesse geweckt. Nach meiner Rückkehr in die Schweiz baute ich zusammen mit einer Kollegin eine chirurgische Station, die neu eröffnet wurde, am USB auf. Nach einem halben Jahr sah ich aber intern eine Stelle ausgeschrieben, die mich wahnsinnig reizte: Eine Vakanz bei Professor Andreas Widmer im Bereich Spitalhygiene – mit der Möglichkeit einer Ausbildung in dieser Thematik.

Das war eine sehr schwierige Situation für mich – ich war voller Skrupel. Denn eigentlich bin ich überhaupt nicht der flatterhafte Typ, der heute hier und morgen da ist – ich verfüge definitiv über eine gewisse Sesshaftigkeit. Andererseits finde ich es keineswegs verwerflich, wenn man sich nach drei oder vier Jahren beruflich verändert, denn die Zeiten, in denen man sein Leben lang im selben Job bleibt, sind ja definitiv vorbei. Nach reiflicher Überlegung habe ich Professor Widmer damals angerufen und wir haben uns dann für ein längeres Gespräch getroffen – mit dem Resultat, dass er mir die Stelle inklusive Ausbildung angeboten hat. So habe ich im November 2003 in der Spitalhygiene angefangen, und bis heute habe ich diesen Schritt nicht bereut.

Vom Baselbiet nach Neuseeland.

«Wir verloren unsere Herzen an dieses Land.»

Ich bin in Sissach im Baselbiet aufgewachsen, lebe aber, seit ich 21 bin, in Basel, seit 2003 in Riehen. Als Kind und Jugendlicher in Sissach habe ich meine Freizeit meistens draussen verbracht, in der Natur, beim Handballspielen mit Freunden oder auch einfach beim Rennen und Laufen im Freien. Meine vier Geschwister waren gerne zu Hause und spielten drinnen – mich hat das aber nie so interessiert.

Mein Berufswunsch als Kind und Jugendlicher war Archäologe. Nicht-entdecktes zu entdecken, fand ich einfach superinteressant! Mein Grossvater führte während meiner Kindheit das einzige Kino in Sissach und zeigte oft Dokumentationen oder Naturfilme, die mich als Junge total faszinierten. Sie waren wohl dafür verantwortlich, dass in mir der Wunsch wuchs, Archäologe zu werden. Ich war auch stolzer Besitzer diverser fossiler Funde: Während meiner Kindheit gab es im Baselbiet einige Äcker, auf denen man nach dem Pflügen wunderschöne Versteinerungen finden konnte. Ich fand auch dieses Suchen und Entdecken sehr spannend.

Mein Onkel hat das Kino später von meinem Grossvater übernommen, und ich war sehr oft dort. Ich verdiente mir etwas Taschengeld dazu, indem ich Billetts verkaufte, die Kinogäste platzierte und nach der Vorstellung auch mal den Saal putzte. In der Vorführkabine befanden sich noch die ganz alten Projektoren, in die man die Kohlenstäbe von Hand einschob – so wie man es aus den alten Filmen kennt. Grossvater und Onkel schnitten die breiten Filmstreifen von Hand, und



Wir hatten nie die Nase voll von der Schweiz – uns ging es darum, dieses faszinierende Land kennenzulernen.



auch der Geschmack in der alten Vorführkabine war noch so richtig heroisch ... wunderbar! Ich denke, ich habe durch dieses Kino einen speziellen Bezug zu Filmen – ich kenne mich schon ziemlich gut aus. Auch heute gehe ich, wenn es die Zeit erlaubt, gerne mal ins Kino und schaue mir einen Film an – das kann etwas Anspruchsvolles sein oder auch gerne mal der neuste James Bond.

Obwohl ich mich nach der Schule für eine Lehre als Detailhandelsangestellter für Elektronik in Basel entschied und auch drei Jahre in dieser Branche tätig war, hatte ich seit Jahren den Wunsch verspürt, in einem Spital zu arbeiten. Also startete ich 1983 im Claraspital meine Zweitausbildung: eine dreijährige Lehre als Krankenpfleger, heute diplomierter Pflegefachmann HF. Wir waren nur zwei Männer im Kurs – alles rund um Krankenpflege war damals noch ein typischer Frauenberuf. Nach einigen Jahren wechselte ich ans USB und absolvierte dort die zweijährige Zusatzausbildung zum Fachexperten für Intensivpflege. Auf der IPS gefiel es mir sehr gut, ich fand es eine sehr spannende Herausforderung, die komplexen Fälle zu bearbeiten, mit denen man auf dieser Abteilung konfrontiert ist. Ich machte dann vier Jahre Schichtleitung und habe schlussendlich die Abteilungsleitung der IPS übernommen. Parallel dazu habe ich mich an der Handels- und Kaderschule Zürich betriebswirtschaftlich weitergebildet – ich wollte die Stationsleitung möglichst umfassend gestalten. Aber

auch privat lief nach einigen Jahren Führungsfunktion einiges: Meine Frau und ich hatten die Zusage von der Einwanderungsbehörde erhalten, nach Neuseeland einreisen zu können. Und von da an ging es Schlag auf Schlag.

Nach meiner Tätigkeit als Leiter der Intensivstation arbeitete ich nochmals ein halbes Jahr als Pflegefachmann auf einer Abteilung. Weshalb? Ganz einfach: Die strengen neuseeländischen Einreiseauflagen verlangten, dass ich vor meiner Immigration mindestens ein halbes Jahr als Pflegefachperson auf einer Station in direkter Patientenpflege gearbeitet hatte und dies mittels eines Zeugnisses belegen konnte. Also arbeitete ich sechs Monate auf der Neurochirurgie am USB, genau wie nach meiner Ausbildung. Ich habe dieses halbe Jahr sehr genossen – den direkten Patientenkontakt, wieder mal ohne Führungsverantwortung zu arbeiten, wunderbar. Und schliesslich war es ja für ein konkretes Ziel: Neuseeland!

Meine Frau und ich waren seit einer dreimonatigen Weltreise kurz nach unserer Hochzeit mit dem Neuseeland-Virus infiziert. Irgendwie hatten wir während dieser Zeit dort unten einfach unsere Herzen an dieses Land verloren. Da wir keine Kinder haben, sind wir natürlich auch relativ flexibel. Ab diesem Moment haben wir dann ganz bewusst aufs Auswandern hingearbeitet und Pläne geschmiedet, Vor- und Nachteile abgewogen, Dinge hinterfragt. Wir sind dann nochmals nach Neuseeland gereist und haben schlussendlich, nach langem Abwägen, gesagt: Ok, wir wagen den Schritt, let's go!

Etwas ist mir ganz wichtig bei dieser Geschichte: Wir hatten nie den Gedanken, dass wir die Nase voll hatten von der Schweiz und einfach weg wollten – uns ging es vielmehr darum, das Land, das uns so faszinierte, kennenzulernen, etwas Neues anzupacken und eine neue Herausforderung anzugehen. Und das haben wir auch getan! Als wir Mitte 1998 in Neuseeland ankamen, haben wir zu Beginn bei



Freunden gewohnt. Und irgendwie hat einfach alles von Anfang an perfekt geklappt: Wir hatten beide nach dem ersten Vorstellungsgespräch eine Stelle. Schnell haben wir gemerkt: Wenn du den Willen hast, Dinge zu akzeptieren, hart zu arbeiten und dich zu integrieren, dann stehen dir in diesem Land sämtliche Türen offen. Wir haben sehr schnell Freunde gefunden, zogen in ein tolles, kleines Haus mit Garten, und das Leben nahm seinen Lauf. Wir lebten frei nach der Devise: Du kommst voran, wenn du nicht mit dem Vergangenen vergleichst.

Obwohl wir beide gut Englisch sprachen, gab es trotzdem die eine oder andere knifflige Situation: An meinem neuen Arbeitsplatz kannte man keine mündlichen Übergaberapporte wie am USB – alles lief via Diktaphon, das der Kollege der Vorschicht besprach und in den Pausenraum stellte. Die schlechte Aufnahmequalität sowie der starke neuseeländische Dialekt führten dazu, dass ich die ersten Monate immer früher auf die Station ging und das Gerät mehrfach abhörte, dazu die Berichte las, bis ich verstand, was Sache war. Mit der Zeit gewöhnte ich mich dann aber an den Kiwi-Slang, und das Diktaphon wurde zum «informativen Spielzeug». Der Übergaberapport hat dabei nicht an Qualität verloren, und die Patienten waren umfassend versorgt.

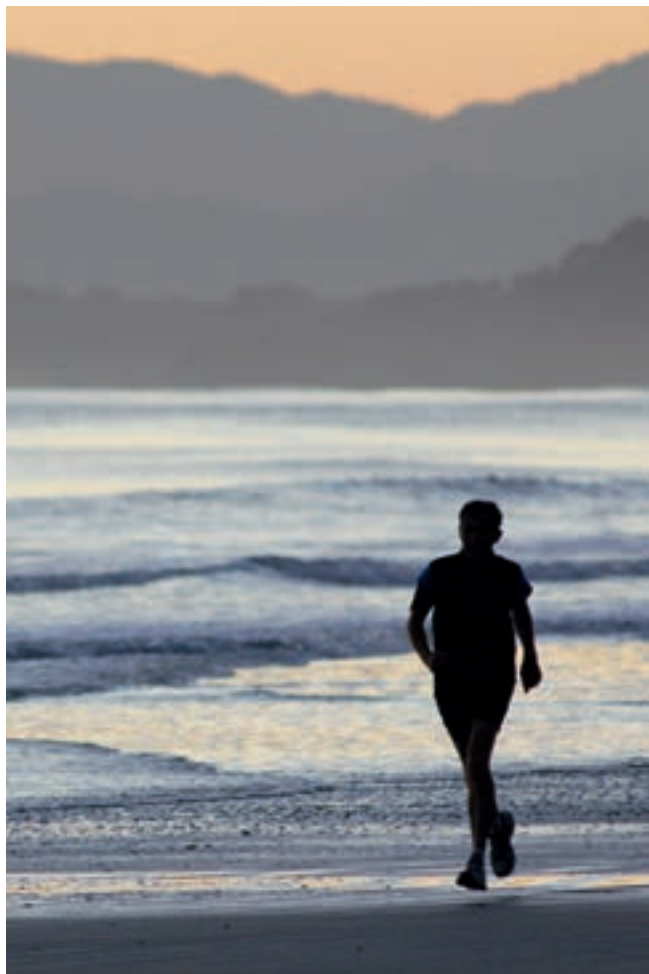
In Neuseeland ist alles etwas lockerer als bei uns, was zu einer hohen Lebensqualität beiträgt. Bei Einladungen bringt oft jeder automatisch etwas zu essen mit («bring a plate»), und wer eine halbe Stunde später kommt, erregt auch kein Aufsehen. Klar dauern gewisse administrative Dinge etwas länger als bei uns, aber andererseits staunte ich, wie schnell anderes geht – zum Beispiel das Einlösen einer Autonummer: Unsere lautete wunschgemäss «2BEBBI» und war innerhalb weniger Tage am Auto montiert. Ich kann mich wirklich an nichts erinnern, das uns gross Schwierigkeiten bereitet hätte.

Ab und zu fuhren wir zu einem Schweizer Metzger und holten uns Cervelats und Bratwürste für unseren riesigen Barbecue-Grill. Es war

uns aber schon wichtig, dass wir nicht die Schweiz nach Neuseeland mittransportiert hatten. Das mag jetzt vielleicht ein bisschen arrogant tönen, aber wir sind bewusst nicht in Schweizerclubs gegangen. Dort hat es sicher eine Menge toller Leute, unbestritten – wir waren aber einmal an einem Anlass und fanden, nein, das birgt einfach das Risiko, dass man dort Kontakte knüpft und die andere Seite, die eigentlich wichtiger ist, vernachlässigt. Aber so konsequent waren wir dann auch nicht: Unsere besten Freunde in Neuseeland waren eine Engländerin und ein Schweizer, der seit über 30 Jahren in Neuseeland lebte – also auch schon fast ein richtiger Kiwi.

Wir blieben fünfeinhalb Jahre in Neuseeland. Eigentlich wollten wir für immer bleiben, aber dann passierte etwas Tragisches: Eine gute Freundin von uns wurde schwer krank, und kurz bevor wir sie in der Schweiz besuchen konnten, starb sie. Von diesem Zeitpunkt an beschäftigte uns dieses Thema: Wer oder was ist der oder das Nächste? Schaffen wir es, rechtzeitig vor Ort zu sein? Wir merkten, dass diese Erfahrung unseren Aufenthalt entscheidend geprägt hatte, und dass wir dadurch unseren Entscheid, für immer in Neuseeland zu bleiben, nochmals überdenken mussten. Nach langem und wiederholtem Überlegen beschlossen wir, abzubrechen. So wie wir beide entschieden hatten, zu gehen, entschieden wir auch gemeinsam, zurückzukehren.

Und so reisten wir zurück in die Schweiz. Ich muss auch heute noch sagen: Das Gefühl, Neuseeland zu verlassen, war sehr hart. Nachdem wir unser Häuschen in Auckland verkauft hatten, hatten wir die letzten Wochen bei Freunden gewohnt. Sie hatten ein Haus in Huia in den Waitakere Ranges, direkt am Strand, und unser Flugzeug startete genau über diese Bucht – ich sah ihr Haus von meinem Fensterplatz aus. Das war ein fürchterlicher Moment. Jetzt ist es zehn Jahre her, es ist kein Thema mehr, aber damals war es alles andere als einfach. Retrospektiv muss ich sogar sagen, dass das Auswandern,



in Neuseeland eine Stelle und Freunde zu finden sowie Wurzeln zu schlagen einfacher war als das Zurückkommen in die Schweiz. Ich glaube, das liegt daran, dass wir halt doch eine lange Zeit weg waren – fünfeinhalb Jahre sind viel, das liegt über der kritischen Grenze.

Das erste halbe Jahr in der Schweiz war eine schwere Zeit – eigentlich lief alles perfekt, aber das Wieder-Integrieren war nicht einfach, obwohl uns sehr gute Freunde in den ersten Monaten Platz und Wohnung zur Verfügung stellten. Es hatte Leute gegeben, die uns, als wir nach Neuseeland gingen, gesagt hatten: «Habt ihr euch das gut überlegt mit dem Auswandern? Das ist doch total verrückt – in eurem Alter!» Dann hatten wir aber auch Freunde, die gesagt hatten: «Klar, geht! Probiert es doch!» Dadurch entstand nach unserer Rückkehr eine Art Selektion – nicht, dass wir mit Ersteren keinen Kontakt mehr hatten, aber es hatte ihnen ihre Meinung, dass wir es nicht schaffen würden, bestätigt. Es waren oft die Freunde, die selber schon beruflich im Ausland gewesen waren, die viel Verständnis zeigten.

Ich glaube, ich würde es wieder genau gleich machen – auch mit dem Wissen, dass ich wieder zurückkommen würde. Einfach den Schritt wagen. Das zählt. Mir hat Neuseeland beruflich immense Vorteile gebracht: Mein Englisch ist sehr gut – ohne so gute Sprachkenntnisse wäre ich stark limitiert, nein, ich könnte meinen Job gar nicht machen! Wir müssen sehr viel Fachliteratur lesen, und die ist mehrheitlich in englischer Sprache. Manchmal realisiere ich auch, dass ich in Englisch denke.

Ich war seither dreimal in Neuseeland. Ich vermisse die neuseeländische Landschaft – vor allem die zwei Orte, wo wir immer hingegangen sind, wenn wir Ferien oder ein langes Wochenende hatten: Tutukaka Coast und Ohope. Am meisten aber vermisse ich unsere Freunde aus Neuseeland. Die vermisse ich extrem. Und dann natürlich auch das Fischen und den frischen Fisch.

Von multiresistenten Erregern und isolierten Patientinnen.

«Niemand braucht im Alltag Sterillium.»

In den letzten Monaten konnte man ja sehr viel in der Presse lesen zu Themen wie «die Gefahr der multiresistenten Superkeime», «zu hohe Infektrate in der Schweiz» oder «die krankmachenden Spitäler». Das ist natürlich alles sehr reisserisch, aber: Wir haben ein herausforderndes Problem im Gesundheitswesen und müssen Prävention konkreter umsetzen. Das sehe ich schon auch so. Auf der anderen Seite: Wenn wir uns mit dem Umfeld vergleichen, haben wir in der Schweiz einen hohen Standard. Und oft jammern wir auf hohem Niveau. Trotzdem, und das sage ich ganz klar: Das Thema Prävention dürfen wir auf keinen Fall vernachlässigen – gerade weil wir die Konsequenzen davon erst verspätet zu spüren bekommen.

Was mir momentan Sorgen macht, ist die Entwicklung von gewissen Bakteriengruppen, nämlich den sogenannten gramnegativen Bakterien. Diese werden nicht selten aus dem Ausland importiert, zum Beispiel aus dem indischen Subkontinent. Man darf sich da natürlich nicht nur auf ein Land beschränken, das ist jetzt einfach ein Beispiel: Indien hat ja eine sehr grosse und boomende Pharmaindustrie, wo auch viele Antibiotikasubstanzen hergestellt und eingesetzt werden. Das Gesundheitswesen ist dort sehr produktiv und effektiv – herzchirurgische Eingriffe und Schönheitsoperationen werden in sehr grosser

Anzahl und kostengünstig durchgeführt. Es existiert ein richtiger OP-Tourismus in diese Länder – Europäerinnen und auch Schweizer reisen zu Operationszwecken dorthin. Diese Patienten und Patientinnen fliegen dann direkt wieder zurück nach Europa. So findet ein Austausch von Bakterien statt, der uns zunehmend beschäftigt. Das ist eine Entwicklung, die wir stark verfolgen – was natürlich wiederum auch sehr spannend ist.



Mit vernünftigen
Massnahmen und deren
Umsetzung ist das Risiko
gleich null – ich fühle
mich jederzeit absolut
sicher im Spital.



Ich habe während meines Dienstes immer mit isolierten Patienten zu tun: Mittels eines Abstrichs wurde bei ihnen in der Vergangenheit oder bei Eintritt ein resistentes Bakterium festgestellt. Das heisst, die Patienten sind uns entweder bereits bekannt oder es handelt sich um einen neuen Laborbefund. Dann gibt es je nachdem Möglichkeiten, diese Patienten mit sogenannten Dekolonisationsmassnahmen zu behandeln. Es gibt aber auch Situationen, wo wir nur den durch die Bakterien verursachten Infekt behandeln. Das ist unterschiedlich und richtet sich nach Art des Erregers und der Situation des Patienten.

Bei Isolationspatienten und – patientinnen spielt natürlich auch der menschliche Faktor eine grosse Rolle: Es ist auch in der Literatur bekannt, dass der isolierte Patient ein Problem mit den Isolations-

massnahmen und dem damit verbundenen Alleinsein hat. Ich erlebe aber auch immer wieder, dass Patientinnen sagen: «Wow, ich bin allgemein versichert, und jetzt habe ich ein Einzelzimmer, super! Endlich mal meine Ruhe.» Aus meiner Sicht ist die Dauer der Isolation, aber auch die Grunderkrankung dafür entscheidend, wie der Patient die Isolationsdauer und die Massnahmen akzeptiert. Und da sehe ich sehr viel Unterstützung in der Aufklärung und Kommunikation.

Dazu gehört auch, dass wir Mitarbeitenden und Kolleginnen erklären, dass eine solche Person nicht «gefährlicher» und ein Patient wie jeder andere ist – wichtig ist, Schutzkleidung (Schürze, Handschuhe, allenfalls Mundschutz) zu tragen und konsequente Händehygiene zu betreiben. Auch die Bedürfnisse von Isolationspatienten sind dieselben wie von nicht-isolierten Patientinnen: Bei beiden steht der Wunsch nach Besuch von Freunden und Verwandten, nach Kontakt, im Zentrum. Es gibt keinen Grund, weshalb isolierte Patientinnen den nicht haben sollen – einfach in Massen, geplant und koordiniert.

Ich denke, wir haben einen grossen Vorteil im Spital. Wir können uns schützen, wissen, was Prävention bedeutet. Wenn man im vollen Tram sitzt und jemand hustet einem von hinten in den Nacken, ist die Gefahr doch viel grösser. Mit vernünftigen Massnahmen und deren Umsetzung ist das Risiko gleich null – ich fühle mich jederzeit absolut sicher im Spital.

Auch dem Spitalpersonal muss manchmal die Unsicherheit, ja Angst genommen werden: Mit saisonalen Norovirus-Erkrankungen oder Grippefällen können die Angestellten mittlerweile sehr gut umgehen. Da besteht ein grosser Erfahrungsschatz. Aber zum Beispiel beim Aufkommen der Schweinegrippe war die Verunsicherung gross, da mussten wir erklären und informieren: «Schaut, es ist eine Viruserkrankung, es braucht z. B. diesen Mundschutz und gute Händehygiene.» Man darf in solchen Situationen nichts verharmlosen, sondern muss



die Sorgen der Mitarbeitenden ernst nehmen und gut informieren. Bei allem, was neu ist, braucht es sehr viel Aufklärungsarbeit und es geht auch darum, den Leuten die Verunsicherung zu nehmen. Ich finde die Beratung zum Thema Spitalhygiene eine sehr dankbare Arbeit, denn man kann dabei sehr viel bewirken.

Im Privatleben höre ich oft Dinge wie «du bist doch sicher der Oberhygieniker!». Bin ich aber überhaupt nicht, ich wende nur die normalen Hygienestandards an, die man schon als Kind gelernt hat: Immer nach dem Nachhausekommen die Hände waschen – das reicht völlig. Niemand braucht im normalen Alltag ein Fläschchen Sterillium in der Hand- oder Aktentasche. Vorsichtig sollte man aber im Umgang mit rohem Fleisch und Geflügel in der Küche sein – das hat sich bei mir in den letzten Jahren auch geändert, sei es wegen resistenter Keime oder auch wegen Salmonellen.

Ich gehe auch nach wie vor in Restaurants und auf öffentliche Toiletten – ich habe mich diesbezüglich gar nicht verändert. Das wäre für mich ein anderer Heinz Schuhmacher, wenn ich jetzt plötzlich einen Reinlichkeitsfimmel entwickeln würde. Wenn ich heute in ein Entwicklungsland reise, ja, dann nehme ich ein Hände-Desinfektionsmittel mit – das hätte ich früher nicht gemacht. Auch wenn ich in eine SAC-Hütte gehe mit nur einer Toilette für hundert Leute, habe ich sicher ein kleines Fläschchen Sterillium im Gepäck. Aber das wars auch schon – man muss vernünftig bleiben, sonst holen einen gewisse Ängste und Zwänge ein.

Auch ein grosses Thema der letzten paar Jahre innerhalb der Spitalhygiene: Qualitätsentwicklung. Wir arbeiten jetzt noch gezielter nach Qualitätsprozessen, das heisst, wir sind viel stärker auf Daten, deren Auswertung und Massnahmen fokussiert als noch vor acht oder zehn Jahren. Wir orientieren uns an Referenzwerten von Infektraten und gehen dann ganz konkret den Quellen nach und suchen nach

Lösungen. Unsere Arbeit ist von einem kontinuierlichen Verbesserungsprozess (KVP) geprägt. Allgemein sind wir viel proaktiver geworden – wir reagieren nicht mehr nur auf Situationen, sondern denken und arbeiten voraus. Die Spitalhygiene hat sich auch auf Neuentwicklungen fokussiert – wir entwickeln heute gewisse Dinge selber.

Ich erlebe unsere Arbeit auch als immer stärker mit anderen Bereichen vernetzt. Die Zentrenbildung, die momentan am USB stattfindet, hat da sicher auch grossen Einfluss: Durch die sich vermehrenden Anknüpfungspunkte bilden sich neue Netzwerke. Mir gefällt das sehr, die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen bereichert auch meine Arbeit. Wir erhalten so auch viel mehr Input von aussen und kriegen mehr Rückmeldungen zu unserer Arbeit. Mir geht es nicht nur darum, dass ich Informationen richtig und korrekt platziere; ebenso wichtig ist mir, dass ich selbst Rückmeldung und Informationen erhalte. Daraus lerne ich.

Apropos Qualität: Ich habe vor Kurzem erfolgreich ein Nachdiplomstudium in Qualitätsmanagement in Zürich abgeschlossen. Ich erachtete dies immer schon als einen wichtigen Teil unserer Aufgabe, der Spitalhygiene allgemein. Mit all den Projekten sieht das mittlerweile die ganze Abteilung so, und jetzt laufen Prozesse, die vor drei bis vier Jahren noch nicht denkbar gewesen wären. Da bin ich natürlich sehr froh um die Unterstützung meines Vorgesetzten und des Teams, denn ich dachte mehrmals während meiner Ausbildung, das, was ich hier lerne, wird in ein paar Jahren wichtig werden, aber jetzt im Moment brauchen wir das noch nicht. Doch wir packen bereits jetzt die Themen Qualitätsmanagement und Zertifizierung an. So schnell kann es manchmal gehen! Es entwickelt sich gerade sehr viel auf unserer Abteilung, und das ist sehr spannend, ich mag das.

Einblicke und Aussichten.

«Ich bin offen für vieles.»

Morgens stehe ich vor meiner Frau auf, sehr früh. Ich brauche meine Zeit am Morgen, trinke gerne gemütlich Kaffee, trödle ein wenig vor mich hin. Gerne höre ich dazu die Nachrichten im Radio oder lese etwas – die Zeitung, Fachliteratur, mein Tourenbuch oder ein Stück einer Autobiografie. Auch wenn ich mit dem Tram von Riehen ins USB fahre, lese ich sehr gerne, das geniesse ich. Bei gutem Wetter nehme ich das Velo – mein Arbeitsweg ist eine sehr schöne Strecke. Abends habe ich einmal die Woche Übungsstunde in der Clique, sonst gehe ich auch mal mit einem Kollegen etwas essen oder mit meiner Frau ins Kino oder Theater. Wenn ich abends frische Luft brauche, gehe ich manchmal auch ein grosses Stück zu Fuss und steige erst dann ins Tram. Ich brauche meine Bewegung.

Für alle Nicht-Basler: Mit der Clique meine ich natürlich die Fasnachtsclique! Ich bin seit vielen Jahren aktiver Fasnächtler – mir gefällt die Tradition, der Morgestraich, das Einstehen mit Kollegen und Kolleginnen, das Larven-Selbermachen sowie das gesamte Cliquenleben.

Meine Bezugspersonen sind ein kleines Grüppchen innerhalb unserer grossen Clique, der «harte Kern», welcher sich seit vielen Jahren regelmässig trifft, genauer seit 25 Jahren – dieses Jahr habe ich meine 30. Stammfasnacht gemacht. Ich pfeife, spiele also Piccolo. Damit habe ich angefangen, als ich in die Stadt zog – ein stadtbekannter Tambour, sprich Trommler, hatte mich als Baselbieter damals mit seiner Aussage provoziert. Er behauptete, «sone Chluri wie du, dä lärnt das sowieso nie!» («So ein Landei wie du lernt das eh nie!»). Da packte mich der Ehrgeiz und ich fasste den Entschluss, aktiv Fasnacht zu machen und pfeifen zu lernen.

Mein Lieblingsmoment an der Fasnacht ist sicher der Morgestraich. Die Anspannung ein paar Minuten kurz vor vier Uhr morgens, wenn dann das Licht in der Innenstadt erlischt, das Dröhnen der Trommeln und Jubilieren der Piccolos auf einen Schlag ertönt, ja, das ist ein sehr spezieller Moment. Wenn man dann anfängt, den Morgestraich zu pfeifen, ist es tatsächlich der kitschige Moment, der ja schon oft beschrieben wurde, wo sich unter der Larve Genuss, Rückblick durch die Monate und Gedanken an Freunde weit weg vermischen. Ein guter Moment. Seltsam schön, fast wie ein Flashback. Gleichzeitig freut man sich so auf die kommenden drei Tage, man weiss, jetzt kann man mal beim Münster einen Halt machen, einem ganz tollen Ort, oder auch mal zusammensitzen in der Stammbeiz und über Gott und die Welt reden – das sind ganz fantastische, unbezahlbare Momente. Die schätze ich sehr.

Während meiner Rekrutenschule auf dem Monte Ceneri im Tessin habe ich den Gebirgskurs absolviert. Es war hart, und ich habe gelitten, aber gleichzeitig entwickelte ich da meine Liebe zu den Bergen. Ich bin danach noch einige Male Bergsteigen und Klettern gegangen, aber irgendwann fehlte mir durch die Fasnachtsclique einfach die Zeit dafür. Erst vor ein paar Jahren, zum 50. Geburtstag, schenkte mir meine Frau einen Gutschein für eine geführte Bergtour, und da fing ich wieder an mit den Hochtouren, also relativ spät. Ich



hatte immer den Wunsch gehegt, wieder aktiv in die Berge zu gehen, und so habe ich es einfach wieder ausprobiert, und es klappte perfekt und war wunderschön.

Seither gehe ich jedes Jahr mehrmals auf Bergtour, mit einem Bergführer aus Adelboden namens Rolf, und das ist jedes Mal ein sehr eindrückliches Erlebnis. Wir sind ein eingespieltes Team, er fordert mich auf eine sehr gute Art. Ich bin der Typ, der auch mal sagt, du, jetzt lassen wir es gut sein, lass uns eine andere Route nehmen, und Rolf meint dann nur: Das kannst du schon. Mit einem guten Partner und Coach kann man sehr viel aus sich herausholen. Das habe ich gelernt. Oft machen wir uns auch einen gesunden Spass daraus, zu zeigen, dass wir schneller sind als andere. Vor eineinhalb Jahren haben wir im Sommer die Dufourspitze und das Nordend bestiegen, die beiden höchsten Schweizer Gipfel, während andere Seilschaften, die ebenfalls von der Monte-Rosa-Hütte aus starteten, in derselben Zeit nur die Dufourspitze bezwangen. Als wir wieder in Zermatt unten waren, hatte ich noch so viel Adrenalin in mir, dass ich total euphorisch war und das Gefühl hatte, ich müsste jetzt gleich noch etwas bezwingen. Es war eine tolle Erfahrung – Vertrauen spielt dabei eine sehr grosse Rolle.

Man sollte sich gut kennen und vor allem auch aufeinander hören, wenn man gemeinsam solche Abenteuer unternimmt. Und auch der Partner, nicht nur der Leader, muss Verantwortung übernehmen. Genau so ist es doch auch bei der Arbeit: Team heisst nicht einfach, einer steigt vor und man folgt nach. Bergsteigen ist ein tolles Hobby, und ich hoffe, dass ich es noch lange pflegen kann. Aber natürlich gibt es auch sehr viele wunderschöne Wanderungen, für die ich bisher keine Zeit hatte. Auf die freue ich mich, wenn ich eines Tages nicht mehr ganz so hoch hinaus kann.

Ob es mir nie zu viel wird mit all diesen Interessen? Eigentlich nicht. Aber ich möchte nicht den Eindruck erwecken, dass ich ständig

unterwegs sein muss. Ich bin auch der Typ, der sich einfach mal hinlegen und eine gute halbe Stunde vor sich hin sinnieren kann. Es gelingt mir sehr gut, einfach mal irgendwo ruhig zu sitzen oder auch ganz alleine eine Wanderung zu unternehmen, um mich selber «runterzufahren». Auch ich suche meine ruhigen Momente, die brauche ich unbedingt.



Die Vorstellung, dass man ab einem gewissen Alter nicht mehr dazulernen soll, ist passé. Ich habe nur profitiert von meiner aktuellen Weiterbildung.



Ansonsten habe ich aber noch einiges vor: In der Spitalhygiene ist das Thema Weiterbildung immer sehr aktuell – ich werde da sicher weiterhin Kurzfortbildungen und Kurse machen, auch wenn ich momentan gerne mit den Grundlagen arbeite, die ich jetzt alle konkret in meinem Rucksack habe – mein Qualitätsmanagement-Studium ist ja sozusagen noch taufersch! Die Themen Spitalhygiene und Infektprevention verpflichten dazu, sich stetig weiterzubilden, um am Ball zu bleiben. Die Vorstellung, dass man ab einem gewissen Alter nicht mehr dazulernen soll und sich nur noch zurücklehnen kann, ist passé – diese Zeiten sind vorbei. Ich habe nur profitiert von meiner aktuellen Weiterbildung und sehr viele interessante Leute kennengelernt.

Für die Spitalhygiene wünsche ich mir einen noch intensiveren Austausch mit anderen Universitätsspitalern und Kliniken. Dass man sich öfters trifft, in einem engeren Rahmen, nicht nur an Symposien. Wir könnten gemeinsame Projekte noch besser verknüpfen und das Netzwerk unter uns Beratern und Beraterinnen noch intensivieren. Gleichzeitig muss ich sagen, dass dies auf ärztlicher Ebene sehr gut funktioniert – Prof. Widmer ist sehr gut vernetzt, auch mit dem Bundesamt für Gesundheit oder Swisnoso.

Ich hoffe natürlich, dass die Abteilung Spitalhygiene am USB weiterhin so erfolgreich tätig ist und auch ich die Möglichkeit habe, mich beruflich noch weiterzuentwickeln, in welche Richtung das auch immer gehen mag – sei dies Spitalhygiene, Qualitätsmanagement, eine ideale Kombination davon oder eine Variante in ein nochmals anderes, sachverwandtes Tätigkeitsfeld. Ich bin offen für viele konkrete Dinge – klar möchte ich nicht mehr etwas komplett Neues anfangen, aber ich vertrete auch nicht die Meinung, jetzt habe ich alle beruflichen Ziele erreicht, jetzt bewege ich mich nicht mehr.

Persönlich wünsche ich mir, dass mein Privatleben so bleibt, wie es ist – vor allem auch in Bezug auf die Partnerschaft mit meiner Frau: Da könnte ich mir nichts Besseres wünschen. Wir haben vor 28 Jahren geheiratet und ich bin echt dankbar für diese Zeit. Das empfinde ich wirklich so, das ist nicht nur eine Phrase. Wo ich jetzt heute bin, auch in Bezug auf mein aktuelles Studium, habe ich zu einem grossen Teil meiner Frau zu verdanken – da hat sie echt viel Support geleistet. Ausserdem wünsche ich mir, dass ich gesund bleibe und noch viele Jahre «z'Bärg» gehen kann. Und meinen kleinen, aber engen Freundeskreis – ich kenne sehr viele Leute, aber zu meinen engen Freunden zähle ich nur wenige – möchte ich ebenfalls noch so lange wie möglich pflegen und behalten.

Impressum

Herausgeber Universitätsspital Basel, Spitalstrasse 21 / Petersgraben 4, 4031 Basel, www.usb.ch | © 2014 Universitätsspital Basel | **Konzept, Redaktion, Text und Gestaltung** kreisvier communications ag, Basel | **Fotografie** Derek Li Wan Po, Basel sowie aus dem Privatfundus von Heinz Schuhmacher | **Lithografie** Sturm AG, MuttENZ | **Druck** Steudler Press AG, Basel | **Auflage** 1500 Exemplare | **Gedruckt auf** Magno Star FSC®



Ich habe im
November 2003
in der Abteilung
Spitalhygiene
angefangen,
und bis heute habe
ich diesen Schritt
keinen Tag bereut.

